

Der Zauberer der Wellen

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerische Gehörlosen-Zeitung**

Band (Jahr): **31 (1937)**

Heft 5

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-926207>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

als 60 Meter Seitenlänge, also mehr als eine Fucharte bedecken. Die 30 bis 50 Milliarden (Tausendmillionen) weißen Polyzisten sind dabei noch nicht mitgerechnet.

Wahrlich, ein Riesenstaat!

Ein Herzschlag, und das ganze Heer marschirt im Adernetz herum. 27 Herzschläge oder 23 Sekunden — da hat das Blut schon einen ganzen Kreislauf durch Körper und Lungen vollendet.

Die Blutkörperchen leisten prompte Arbeit. Das weiß der Arzt; darum spricht er Arzneien, die rasch wirken sollen, direkt in die Blutbahn.

Nach Hans Sigrist.

Der Zauberer der Wellen.

Ein sonderbarer Traum.

Auf einem Landgute in der Nähe von Bologna lebte ums Jahr 1886 der Knabe Guglielmo Marconi. Seine Eltern schüttelten oft den Kopf über sein seltsames Wesen. Wenn er nicht zur Schule mußte, saß er allein auf einem alten Steintrog in seinem Hinterstübchen. Nur die Mutter durfte in diese geheimnisvolle Kammer hineinschauen. Was trieb er denn dort, während seine Kameraden draußen auf der Straße Kugeln warfen? Er saß auf der Ecke des Troges, beide Fäuste an die schmalen Wangen gedrückt, die spitze Nase in ein Heft vertieft. Viele solcher Hefte lagen noch im Trog. Seine Mutter hatte sie aus England mitgebracht, als sie dem Vater nach Italien folgte.

„Was suchst du auch immer in den Heften, Guglielmo“, fragte die Mutter einmal, als sie ihn zum Essen rief.

Mit geröteten Wangen sah er sie an und sagte: „Mutter da drinnen stehen gar wunderbare Dinge. Da lese ich, daß einer schon vor mehr als vierzig Jahren durch Wasser Zeichen gab, aber ohne Draht. Hier wäre das eine Ufer; er schickt durch Wasser eine Depesche, der Strom leitet sie weiter an das andere Ufer. Ist das nicht wunderbar, daß die Wellen den elektrischen Strom forttragen?“

Die Mutter verstand das nicht recht; aber der Knabe war ganz begeistert von dem Gesehenen.

„Ja, Mutter, es gibt sicher noch wunderbare Dinge, von denen wir gar nichts wissen. Denke nur, was mir letzte Nacht geträumt hat! Ich fuhr mit einem Schiffe gegen England. Eben wollte das Schiff um die Küste

von Gibraltar biegen. Ich stand allein hinten auf dem Deck und sah nach Westen. Ich sah dich hier an der Hausecke beim steinernen Pfosten stehen, die Hand über den Augen. Im Traume war es mir, ich müsse dir vom Schiff aus einen Gruß zusenden. Ich hob die hohlen Hände an den Mund und rief: „Leb wohl, Mutter, ich fahre dahin!“

Und wie ich gerufen hatte, wandte ich den Kopf. Ich wußte, daß du mich hören und mir Antwort geben würdest. Ich horchte, das Ohr geneigt. Ich hatte mich nicht getäuscht. Deine Stimme traf mir an das Ohr: „Guglielmo, fahr wohl! Und Gott mit dir!“

Die Mutter lächelte über den Traum, sie erzählte ihn dem Vater, und dieser sprach einem Freunde von dem sonderbaren Wesen seines Sohnes.

(Fortsetzung folgt.)

Zur Unterhaltung

Das geht mich nichts an.

Als in Saint Louis, einer großen Stadt in den Vereinigten Staaten, ein Mäßigkeitsverein gegründet wurde, wandte sich dessen Vorstand auch an einen reichen Grundbesitzer in der Nähe der Stadt, Herrn Roxbury, und bat ihn um seine Unterstützung. Seine Antwort war wenig freundlich. Man stellte ihm vor, wie nötig es sei, daß dem Trinken Einhalt geboten werde. Aber er antwortete kurz: „Das geht mich nichts an!“

Nach einigen Tagen fuhr er vergnügt dem Bahnhofe zu, um seine Frau und seine beiden Töchter abzuholen, die von einer Erholungsreise zurückkehrten. Seine edlen Rutschenpferde trugen ihn schnell dahin. Sein neuer Wagen war so vornehm, so behaglich. Herr Roxbury geriet in die beste Stimmung. Vergnügt dachte er an ein großes Unternehmen, das bald seinen Reichtum verdoppeln würde. Der Wagen hielt am Bahnhof. Da bemerkte er, daß die Leute aufgeregert waren, und er hörte die Worte „Zusammenstoß“ und „entgleist“.

„Kaltes Blut!“, sagte er zu sich selbst. „Wir haben hier fünfundzwanzig Eisenbahnlinien. Wenn etwas passiert ist, so wird es nicht gerade auf der Mississippi-Bahn gewesen sein.“ Aber unruhig war er doch. Das hier ging ihn etwas an.

Schnell schritt er auf den Bahnhofsvorsteher zu, als er ihn bemerkte. Das Unglück war